

Warum ich kein Nashorn sein möchte

Sienafarbenes Land. Dürres Steppengras sticht lautlos in die sengende Hitze. Mittag. 45 Grad im Schatten. Aber es gibt keinen Schatten. Fast keinen.

Ein riesiger Koloss steht still. Unter ihm sein dunkler Umriss. Ausladend, kräftig. Seine Hufe haben sich in den trockenen Sand gebohrt. Stabil. Selbstsicher. Wie für die Ewigkeit. Umgeben von einer Ahnung. Wie lange noch?

Wegscheide

„Ich will ankommen!“, wünschte er sich. Er fror, versuchte seine klammen Glieder an seinen nackten Körper zu schmiegen. Sehnte sich danach, ein warmes und sei das ein noch so kleines Fleckchen zu finden. „Ich will endlich ankommen.“, wiederholte er nicht ohne Hoffnung.

Das schräge Licht der Morgensonne war nur ein dünnes Hemd. Stumpfer Glanz unter ihm, wie altes Porzellan mit Rissen durchzogen. Und dann die Millionen lanzettförmiger Blätter. Eigentlich waren sie dunkeloliv, aber ihre Spitzen so trocken in Gelb-Orange. Wie erloschene Flammen. Wärmende Optik für den Suchenden. Oliv war Augenruhe. Versprach Regeneration der Kräfte.

Dazwischen die Schatten. Ihre Dunkelheit zerschnitt die Ordnung. Schien eine neue, eisige Regelmäßigkeit zu schaffen. Scheinbar, denn nun führten die Wege ins Nichts, zwangen zur Umkehr.

„So ist das also.“, nahm er das Leben zur Kenntnis.

*Renate C. Schlimm*